

Drachen aus dem Innern hervor, und der erschrockene Seppli rannte heim und starb nach drei Tagen an Herzweh.

Viele Jahre später las ein Büblein in der Nähe dieser Höhle einen am Weg liegenden Schlüsselblumenstrauss auf und brachte ihn heim. Dort wurden alle Blüten über Nacht zu Gold. Nun erinnerten sich die Eltern und Nachbarn des sogenannten Heidenweibes an der Lägern und dachten, dieser Schatz könne von ihm herkommen. Mit Säcken und Körben gingen die Goldsucher bergwärts, fanden aber das Felsentor nicht und waren nachher eine Zeit lang wie von Sinnen.

Quelle: Aus K. W. Glaettli: Zürcher Sagen, PKB.

Die schöne Frau vom Mondmilchgubel

Zu Vater Oberholzer in der Sonnenwies im Oberholz kam einmal bei eintretender Nacht ein Venedigermännchen und sagte, es habe in seinem Zauberbuch gelesen, dass es hinten an der Töss einen Felsen gebe, der mit einer eisernen Tür verschlossen sei. Hinter dieser Tür liege ein Schatz vergraben. Oberholzer schaute sich das Männchen eine Weile an und antwortete ihm, er kenne den Felsen wohl, das sei der Mondmilchgubel. Der Schatzgräber bat hierauf den Sonnenwiesler, er möge ihm den Weg dorthin zeigen, es solle nicht sein Schaden sein. Nachts um zwölf Uhr sollte er dort sein. Oberholzer bedachte sich nicht lange, denn er litt an Schätzen keinen \ddagger berfluss.

Auf den Schlag der Mitternachtsstunde standen die beiden vor der eisernen Türe. Der Venediger deutete dem Begleiter, er solle von jetzt an den Mund halten, was auch geschehen möge. Dann klopfte er dreimal an die Pforte, welche jetzt leise ächzend aufging. Eine wunderschöne, weissgekleidete Frau stand im Eingang. Sie winkte den beiden, ihr zu folgen. Bei einer schwarzen Eisentruhe hielten sie an. Auf dem Deckel hockte ein scheusslicher schwarzer Pudel. Den jagte die weisse Frau weg, und der Deckel sprang von selber auf. Und was sahen die beiden? Die ganze Truhe lag voller Goldstücke!

Mit grosser Eile füllte der Venediger seinen Sack, und kaum hatte er ihn vollgestopft, so schnappte der Deckel wieder zu. Auch der Hund setzte sich wieder darauf. Während dieser Zeit musste der Bauer immer nur die schöne Frau ansehen; ihr liebes Angesicht rührte ihn so, dass er kein Auge abwenden konnte. Aber als der Venediger seine Sachen beisammen hatte, führte die Frau ihren mitternächtlichen Besuch wieder vor die Türe, und plötzlich standen sie wieder im Freien. Die Tür schnappte wieder zu, und der Sonnenwiesler konnte am leeren Daumen saugen.

Quelle: Nach A. Oberholzer im St.-Galler Tagblatt 1905, Lienert, S. 46 aus K. W. Glaettli: Zürcher Sagen, PKB.

Der Mondmilchgubel

Zu Vater Oberholzer in der Sonnenwies im Oberholz kam einmal bei eintretender Nacht ein Venedigermännchen und sagte, es habe in seinem Zauberbuch gelesen, dass es hinten an der Töss einen Felsen gebe, der mit einer eisernen Tür verschlossen sei. Hinter dieser Tür liege ein Schatz vergraben. Oberholzer schaute sich das Männchen eine Weile an und antwortete ihm, er kenne den Felsen wohl, das sei der Mondmilchgubel. Der Schatzgräber bat hierauf den Sonnenwiesler, er möge ihm den Weg dorthin zeigen, es solle nicht sein Schaden sein. Nachts um

zwölf Uhr sollte er dort sein. Oberholzer bedachte sich nicht lange, denn er litt an Schätzen keinen Überfluss.

Auf den Schlag der Mitternachtsstunde standen die beiden vor der eisernen Türe. Der Venediger deutete dem Begleiter, er solle von jetzt an den Mund halten, was auch geschehen möge. Als die beiden Männer die Höhle betreten hatten, bemerkten sie eine eiserne Kiste, auf der ein pechschwarzer Pudel sass. Das Tier sprang aber sofort weg, und der Venediger zog aus der Kiste Würmer, Eidechsen, Schnecken, Kröten und Schlangen, welche er in einen Sack steckte. Dem Sonnenwiesler grauste es so, dass er nicht imstande war, weder in die Kiste zu schauen, noch zu langen. Er musste mit leerem Sack abziehen. Gereut hat es ihn nachher doch, denn als der Fremde draussen seinen Sack umkehrte, waren die Tiere alle zu Gold geworden.

Quelle: Aus K. W. Glaettli: Zürcher Sagen, PKB.

Die Goldlöcher

Es war vor langen Jahren, als im Goldingertal zwei junge, krausköpfige, welschparlierende Burschen erschienen. Gross und klein spähte nach ihnen, die Bauern durch die Astlöcher im Tenntürli und das Weibervolk hinter den Umhängen hervor.

Das Treiben der beiden nahm sich gar sonderbar aus. Sie stiegen in jedes Bächlein hinab, um im Geröll zu stochern. Sie klopfen mit ihren Hämmern an alle Felsen, und wo sie etwas Glänzendes im Gestein erhaschen mochten, steckten sie es in einen ledernen Sack. Nach einiger Zeit hatten die Leute herausgebracht, dass die beiden Fremden, Venediger nannte man sie, Gold suchten. Ob sie welches gefunden, weiss man nicht.

Zu jenen Zeiten soll es üblich gewesen sein, das Vieh auf den Weiden mit Steinen zu treiben. Das beobachteten auch die Welschen. Kopfschüttelnd meinten sie zu den Hirten, wenn sie wüssten, was für Steine sie da herumwürfen, so würden sie dieselben nicht den Kühen nachwerfen.

Am Abhang der Kreuzegg, da wo jetzt das Steingewirr des abgebrochenen Berges liegt, gruben die Venediger eine mächtige Höhle. An den Wänden und am Boden kratzten sie den Sand ab und trugen ihn in Säcken fort. Ihr Quartier hatten sie in Jöslis Haus bezogen. Das ist heute die Wirtschaft zur Sonne in Hintergoldingen. Obschon sie dort mit verschiedenen Einheimischen zusammenkamen, liessen sie kein Wort vom Gold verlauten. Wochen und Monate wühlten sie in der Erde. Sie gruben so lange, bis am 28. des Brachmonats 1757 die Höhle und der ganze Berg zusammenfielen. Seither heisst er "de abproche Berg".

Aber die Venediger wurden noch nicht kopfscheuh. Am Dägelsberg begannen sie eine neue Höhle auszugraben. Auch da arbeiteten sie mit grossem Fleiss, ja sie gruben so tief in den Fels hinunter, dass dem Brunnen in der Hübschegg das Wasser abgegraben wurde. Am Sonntag stiegen die Goldsucher ins Fischenthal hinunter, wo sie jeweils in der "Blume" eins auf den Zahn nahmen, wie der Vater des hier aufgewachsenen Anselm Rüegg erzählte.

Quelle: Aus K. W. Glaettli: Zürcher Sagen, PKB.

Der Venediger der den Anstand nicht bezahlte

Von den Venedigern weiss der Volksmund noch allerlei Geschichten zu erzählen. Der eine von ihnen war ein besonders hübscher Bursche mit dunklen Augen und

schwarzem Kraushaar. Von dem träumten bereits alle Mädchen rund um den Tössstock herum, ganz anders als sie jeweilen von den Fischenthaler-, Sternenberger- oder Walderburschen träumten. Und es dauerte wirklich nicht lange, bis er eine am Bündel hatte, ein hübsches Bauernkind aus dem Oberholz. Die Oberholzer Burschen freuten sich über diesen Vorstoss in ihre Rechte nicht, aber sie trösteten sich damit, dass er einen rechten Anstand zahle, wenn schon einer den ganzen Tag mit Gold zu tun habe. Aber der Fremde wusste vom Anstand nichts, nicht einen Batzen klaubte er aus seinem Blater heraus. Im Gegenteil er begann zu welschen wie besessen, er sei niemandem etwas schuldig. "Was?" brüllten ihn die Burschen an, "nüüt schuldig?" Und sie schüttelten ihre Fäuste unter seiner Nase. "Dä Aschtand bisch du eus schuldig, wi' jederma, dä vo usswärts zu eusne Maitli z Liecht gaht. Das isch Bruuch, und wär sich dem nüd unterzi'ht, chan sis blai Wunder erläbel!" Der Goldgräber begann schrecklich aufzubegehren, er habe seinen Schatz nicht gekauft und brauche ihn nicht zu zahlen. Da verprügelten ihn die Oberholzer erbärmlich, und während die einen ihm die verschiedenen Punkte seines Sündenregisters vorhielten, gerbten die anderen ihm das Fell. Von Stund an sah man den Venediger nicht mehr. Wahrscheinlich lief er spornstreichs nach Hause, um seiner Mutter von seiner blonden Geliebten und den barbarischen Bräuchen in unserem Lande zu erzählen.

Quelle: Aus K. W. Glaetli: Zürcher Sagen, PKB.

Der Venediger, der den Sägebock molk

Vom anderen Venediger wusste der alte Schulmeister Anselm Oberholzer im Oberholz auch eine Geschichte zu erzählen.

Als die Venediger im Berg oben nach Gold gruben, kam einst einer am Abend zur Essenszeit ins Oberholz herunter und fragte ums tbernachten beim Sonnenwiesbauer. Der Bauer liess ihn nur ungern herein, denn man kannte die fremden Vögel zu wenig - oder zu gut. Als es dann ans Essen ging, liess ihn die Bäuerin merken, dass man zu wenig Milch habe. Da lachte der Welsche und sagte, dem sei leicht abzuhelfen. Er deutete dem Hausvater, mit ihm vor Haus zu kommen und einen Melkkübel mitzunehmen. Im Schopf draussen nahm er das Hagemesser und schlug es hinten in den Sägebock hinein. Sodann holte er den Melkstuhl, nahm den Kübel zwischen die Beine und begann aus dem Messerheft die beste Milch herauszumelken. Dem Sonnenwiesler kam die Sache nicht ganz geheuer vor, aber der Welsche beruhigte ihn, er solle nur zufrieden sein, die Milch komme von den Kühen auf den Scheidegg drüben.

Als der Vater Oberholzer die Geschichte von der ferngemolkenen Milch in der Wirtschaft erzählte, fanden die Oberholzer, man habe jetzt von den Venedigern genug gehört und erlebt: Da kamen sie, machten das Weibervolk närrisch, gruben Wasser vom Hübscheggbrunnen ab, liessen einen Berg einstürzen, zauberten und hexten; so konnte man das nicht anstehen lassen.

Eines schönen Morgens kam der Landvogt mit seinen Knechten und suchte den Goldgräber und Zauberkünstler, und da fand er auch den anderen noch, der den Anstand nicht bezahlt hat. Der war also doch nicht über die Berge davon. Der Landvogt machte keine Umstände und nahm die Herrschaften mit nach Zürich. Dort machte man ihnen den Prozess, weil ja die Schatzgräberei verboten war. Was bei dem Prozess herausschaute, weiss man nicht, aber das weiss man, dass die Venediger versprochen, den Herren Räten aus ihrem Golde eine Kette herzustellen,

welche um die ganze Stadt Zürich herumreiche, sofern man sie frei lasse. Dieses grossmäulige Versprechen trug ihnen aber nichts ein.

Diese "Vineder-Mannli" waren Heiden. Wenn eines von ihnen starb, wurde ein tiefes Grab gemacht. Der Verstorbene kam aufrecht in die Grube zu stehen. Sie glaubten, der Tote müsse ins Jenseits eine grosse Reise über einen sehr breiten Fluss antreten. Daher legten sie dem Dahingegangenen eine Münze auf die Zunge. Diese war für den Fährmann bestimmt, der ihn in einem Schiffchen in das Land der Toten fahren müsse. In die rechte Hand erhielt er ein Stück Brot, damit er auf der langen Reise nicht Hunger leide.

Quelle: Aus K. W. Glaettli: Zürcher Sagen, PKB.

Der Teufel im Goldloch

Später wühlte auch ein Heidegger von Zürich im Goldloch am Dägelsberg. Zimmermann Hansheiris Grossvater in der Vorderschüür musste ihm jeweilen die Spitz Eisen nach Wald hinuntertragen, wenn sie nachgeschliffen werden mussten. Er erzählte, dass er immer über die Bachscheide und die Wolfsgrueb gegangen sei, weil das der nächste Weg war.

Als das Goldloch längst verlassen war, bemächtigte sich seiner der Teufel. Die Leute mieden die Gegend, wo ein Loch gerade hinunter zur Hölle führte. Joggelis Hansruedi, der Schwefelholzkrämer, wusste davon auch noch eine Geschichte zu erzählen, dass einem die Haare zu Berge standen und man sich nicht mehr getraute, die Füsse unter den Stuhl zu halten.

Als Hansruedi noch ein junger kräftiger Bursche war, musste er einst hinten im Bauernboden ein Kalb holen. Wie er auf dem Weg war, brach ein Unwetter los, und der Bursche wusste nichts Besseres, als in das nicht weit entfernte Goldloch hinaufzurennen, um unterzustehen. Aber als er dort im Eingang stand und das Wetter von seinem trockenen Plätzchen aus betrachtete, stieg etwas durch die Leiter aus dem Loche herauf, und ehe sich's Hansruedi versah, hatte sich der Teufel hinter ihm aufgepflanzt. Unser Hansruedi war sonst ein unerschrockener Kerl und nicht von Gfürchigen, aber als der andere so sprungbereit hinten in der Höhle stand, die Geissfüsse in den Boden stemmte und mit dem Munischwanz wedelte, da war es ihm nicht mehr ganz wohl. Auf einmal stürzte der Schwarze auf ihn los, und Hansruedi nahm Reissaus. Was die Füsse mochten, rannte er durch Dornen und Gestrüpp auf das Schnebelhornwirthshaus zu. Aber der Teufel mochte ihn mit seinem Bratspiess erreichen und konnte ihm damit einen Stich ins linke Bein versetzen. Zerfetzt und zerschunden langte er im Bergwirthshause an und liess sich, mehr tot als lebendig, auf die erstbeste Bank niederfallen. Seine Haare waren vor Schreck in dieser kurzen Zeit erbleicht und für seiner Lebtag grau geworden, und sein linkes Bein blieb für immer lahm.

Quelle: Aus K. W. Glaettli: Zürcher Sagen, PKB.

Das dritte Goldloch

Der Lehrer Jäger aus Goldingen erzählte um 1944 eine Sage von einem dritten Goldloch. Dieses befindet sich am Goldingerbach, direkt unterhalb des abgebrochenen Berges. Sein Eingang liegt auf ca. 1000 m ü. M., ist ca. 1 m hoch und 6 m breit. Innen erweitert sich das Loch und führt etwa 60 m ins Innere. Nicht weit vom Eingang zweigt ein zweiter Stollen ab, der sich wiederum in einen 25 m und

einen 50 m langen Gang gabelt. Wenn man aus diesen Höhlenwänden Mergelbrocken bricht und zerschlägt, sieht man an den Bruchstellen staubfeine und goldglänzende Teilchen. Über deren Beschaffenheit ist bis jetzt nichts bekannt. Architekt Senn in Steg-Fischenthal hat die Höhle erstmals vermessen, wahrscheinlich um 1930. In dieser Höhle war nach Lehrer Jäger auch ein Schatz vergraben.. Wer ihn heben wollte, musste den Teufel anrufen, der alsbald hinten in der Höhle erschien. Wer ihn im Ringen überwinden mochte, konnte zu den Glücksgütern gelangen.

Quelle: Aus K. W. Glaetli: Zürcher Sagen, PKB.

Das Gold in der weissen Fluh

Ganz Wengen wusste früher um den Schatz in der weissen Fluh oben auf Biglenalp. Da ist ein riesiger Haufen Gold verborgen. In einem der höchsten Wipfel der vieltausend Tannengrotzen auf Wengernalp hängt ein rarschöner Schlüssel. Wer das Glück hat, ihn zu finden, dem öffnet er ein verstecktes Tor in der weissen Fluh. Sobald es in den Angeln knarrt, stürmen zwei blütenweisse Pferde in schnaubendem Galopp heraus. Sie sind beide schwer mit Gold beladen. Wem es einmal gelingt, sie zu stellen, dem gehören Schimmel und Schatz.

Quelle: Aus H. Michel: Ein Kratten voll Lauterbrunner Sagen.

Die Goldader in der Chorbalmhöhle

Als der Eisstrom vor tausend und abertausend Jahren den Taltrog von Lauterbrunnen hobelte, da wurde auch die Chorbalm aus dem harten Kalk gewaschen und gescheuert. Hinten in der finsternen Höhle führen enge Windungen steil nach oben in den geheimnisvollen Leib des Berges, es weiss niemand wie weit. Aber viele wissen, das tief im Innern eine Ader aus glänzendem Golde sein soll.

Ein Mann aus dem vorderen Grund wollte die reiche Ader ausgraben, bohrte und sprengte, tage- und wochenlang, aber fand nicht soviel, was Schwarzes unter dem Nagel. Jeder Eckensteher wollte ihn darum narren. Man hielt ihm vor, was er da finde, das könne man füglich die Lutschine hinaus in den See schicken. Potz - Million - da biss er ihnen in den Stecken, denn er hoffte seit Jahren ohn' Unterlass im Geheimen auf ein grosses Glück.

Von ennet dem Brünig liess er einen Goldschmecker kommen und befragte ihn, wie weit im Berge drinnen die Ader liege.

Der Schmecker kam mit einer Gabelrute von einem wilden Haselstrauch, einem glatten Jahresschössling bei Vollmond geschnitten und die Spitzen mit Eisen beschlagen, denn zur Auffindung von Gold ist das unerlässlich. Er nahm die beiden Zinken der Gabel in Kammgriff lose in die Hände. Die Spitze der Goldwünschelrute waagrecht bergwärts gerichtet, schritt er bedächtig und langsam mit dem Lauterbrunner in die Chorbalm ein. Am hinteren Ende sahen sie im Schein des ... Itägels, dass die Spitze der Rute nicht nach unten wippte, wohl aber nach dem Innern des Berges. Der Rutengänger machte ein Gesicht, als ob er Essig schluckte, und als der Schatzgräber ihn fragte, wie weit drinnen das lautere Gold wohl noch liege, da schüttelte er im Dämmerlicht des ...lichtes den Kopf, hielt die rechte Hand ans Ohr und sagte ernst: "Jetzt zieht der Sigrist weit drüben in Habkern am Strang der Totenglocke, sie tragen eben wieder einen durch das Dorf. So wenig, so